

IZABELLE JARDIN

Bernstein- tränen

ROMAN



ullstein

ullstein



Das Buch

Ostpreußen, 1945: In den Wirren der letzten Kriegstage flieht die zwanzigjährige Elisabeth vom Gut ihrer Eltern. Ob sie ihre Familie je wiedersehen wird, weiß sie nicht. Auch ihre große Liebe muss sie zurücklassen.

Berlin, 2005: Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr hatte sich Nicola eigentlich anders vorgestellt. Gerade erst hat sie sich von ihrem Freund getrennt, da schickt sie ihr Chef auf Dienstreise nach Polen. Nach einer Autopanne nimmt sie der Landarzt Marcin bei sich auf, der ganz in der Nähe des alten Gutshofes wohnt, den Nicola für ihre Firma besichtigen soll. Marcin weckt in ihr völlig ungeahnte Gefühle, und auch das alte Haus lässt sie schon bald nicht mehr los. Sie taucht ein in die Geschichte seiner früheren Bewohner.

Die Autorin

Izabelle Jardin studierte Sozial- und Politikwissenschaften in Oldenburg und Braunschweig. Sie lebt mit ihrer Familie in einem verschlafenen norddeutschen Dorf. Ihre Liebesromane haben eine große Fangemeinde und erobern regelmäßig die Kindle-Bestsellerlisten.

IZABELLE JARDIN

Bernstein- tränen

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2019

© für die Originalausgabe by Izabelle Jardin 2015

Die Erstausgabe erschien 2015 im Selbstverlag.

Veröffentlicht bei Tinte & Feder,

Amazon Media EU S.à.r.l., Luxemburg 2015

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Trevillion Images / © Buffy Cooper (Frau);

© FinePic®, München (Landschaft, Flieder, Vögel, Himmel)

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06088-0

Dezember 2005 – zwischen den Jahren

Nicola stand am Fenster ihres Büros. Versonnen sah sie dem Wintervogel zu, der sich an den Hagebutten der Wildrosenhecke im Garten gütlich tat.

Hätte der Eisregen gestern Nachmittag die Zweige nicht mit dieser glasi- gen Schicht überzogen, würde er sich an den spitzen Dornen die Füße zerste- chen.

Der Vogel, aufgeplustert zur Federkugel, hielt kurz im Picken inne und schaute zu ihr herüber, als hätte er ihre Gedanken gehört. Dunkle Knopfaugen sahen sie für einen Moment an, den Kopf legte er schief, ehe er sich flatternd davonmachte.

Er wird es nicht leicht haben bei diesem plötzlichen Wintereinbruch. Aber er ist vogelfrei! Ganz ähnlich wie ich ...

Nicola fröstelte. Die Knie an den Heizkörper gestützt, spürte sie, dass die Firma Kosten sparte. Lauwarm. Bestenfalls! Sie ver- suchte, sich die Arme unter dem dünnen Wollpullover warm zu rubbeln, und merkte, wie mager sie geworden war. Ihre Gedanken schweiften in die letzten Wochen zurück. Die waren ihr im wahrs- ten Sinne des Wortes auf den Magen geschlagen. Viel hatte sie nicht herunterbekommen. Stress, zumal Beziehungsstress, hatte schon immer diese Auswirkungen auf sie gehabt. Lange hatte sie gehadert, ob sie die Beziehung zu Morris, dem amerikani- schen Kollegen, abbrechen sollte. Es war noch nichts Festes gewe-

sen, eher etwas, was sie ohne Hast und vorsichtig anlaufen lassen wollte. Aber er war ihr mehr und mehr auf die Pelle gerückt, hatte Forderungen gestellt, begonnen, sich in alles und jedes einzumischen, höchst private Dinge über ihren Kopf hinweg entschieden, ihre Feierabende verplant, wie es ihm gefiel, und ihre deutlichen Warnungen geflissentlich überhört. Als er sie vor die Wahl stellte, nach dem bald absehbaren Ende seiner Zeit in der deutschen Niederlassung mit ihm in die Staaten zu gehen oder die Beziehung abzubrechen, war es passiert.

Sie war sprachlos über diese Chuzpe gewesen, zum völlig falschen Zeitpunkt eine derart weitreichende Entscheidung von ihr zu fordern. Nachdem sie den Mund wieder zubekommen hatte, hatte sie es kurzerhand getan: seine Habseligkeiten in ihrer Wohnung eingesammelt und ihm die Taschen vor die Tür gestellt. Zwei Tage vor Heiligabend. Und es war ihr erstes vollkommen einsames Weihnachtsfest geworden.

Sie hatte weder auf sein Läuten noch auf seine Anrufe reagiert. Morris' Sprüche auf ihrem Anrufbeantworter klangen in allen Tonvarianten. Mal schmeichelnd, mal stocksauer, mal schniefend in Tränen aufgelöst. Und zum Schluss ziemlich beleidigend. Er hatte nichts begriffen. Nichts! Er hatte nie zugehört, war mit seiner Californian-Sunnyboy-Mentalität, die sie anfangs als erfrischend und anziehend empfunden hatte, über ihre Befindlichkeiten hinweggebügelt, bis sie ihr bald nur noch oberflächlich und nervtötend vorkam.

Abgesehen von Morris' Versuchen, sie umzustimmen, war es tagelang totenstill um sie herum gewesen. Wie die drei Affen hatte sie sich gefühlt: nichts sehen, nichts hören, nicht sprechen! Die gemeinsamen Pläne zum Weihnachtsfest hatten sich in einem knallvollen Kühlschrank und einer bereits auf dem Balkon bereitgestellten kleinen Nordmanntanne erschöpft. Nicola hatte eine

Kerze angezündet, dem Bäumchen beim Schaukeln im ruppigen Wind zugesehen und die Kühlenschranktür fünf Tage lang nur geöffnet, um sich Milch für ihren Tee herauszuholen. All die noch gemeinsam eingekauften Köstlichkeiten ließ sie unbeachtet und brachte keinen Bissen herunter. Ihre Freunde wollte sie nicht stören. Man platzt nicht einfach frisch entliebt in fröhliche Familienfeste! Lust, ihre Eltern oder die Großmutter zu informieren, sich den zu erwartenden endlosen Fragestunden zu stellen, hatte sie schon gar nicht verspürt. Und alle glaubten sie sicher und glücklich aufgehoben in trauter Zweisamkeit mit dem allseits beliebten Morris. Der gab seine Attacken auf ihr Fest- und Handynetz erst am Nachmittag des zweiten Feiertages auf.

Und dann kam der Regen. Drei Grad unter null, dazu stetiger, scharfer Wind. Innerhalb weniger Minuten brachte der Wetterumschwung Straßen-, Bahn- und Flugverkehr zum Erliegen. Die Welt erstarrte unter dem Blitzeispanzer.

Ungefähr so, wie Nicolas Herz erstarrt war.

...

»Gut, dass ich Sie antreffe, Frau Dr. Berger! Was treibt Sie denn zwischen den Jahren in die Firma?«

Nicola fuhr herum. In der offenen Bürotür stand ihr Chef, Dr. Joachim Festner, in der Hand eine dicke Klarsichtmappe. Normalerweise kannte sie ihn nur im Anzug. Jetzt trug er eine schwarz-rot karierte Fleecejacke, dicke Winterstiefel und eine Thermo-hose. Ungewohnter Freizeitlook.

»Ich habe etwas Zeit gewonnen«, sagte sie in einem Ton, von dem sie eigentlich annahm, er würde ihn zu Nachfragen animieren, denn das kollegiale Verhältnis, das sie pflegten, ließ durchaus

ab und zu Raum für private Gespräche. »Ich wollte mir ein paar Akten zum Aufarbeiten während der freien Tagen holen.«

»Wunderbar, liebe Kollegin!«

Was will er mir wirklich mitteilen? Da stimmt doch was nicht! Nicola schwante nichts Gutes. Sie kannte ihn lange genug, um gewisse Feinheiten in seinem Verhalten einordnen zu können. Fahrig strich sie sich eine Strähne ihres dunkelbraunen Haars hinters Ohr, rieb sich nervös die Hände und sah ihn gespannt an.

»Ich muss Sie um einen Gefallen bitten. Ich bin auf dem Sprung in den Skizurlaub mit der ganzen Familie. Aber wir haben ein Problem mit dem neuen Fertigungsstandort. Die Kaufverträge für das Gewerbegrundstück sollen möglichst früh im neuen Jahr ausgehandelt werden. Und uns fehlen in diesem Exposé jegliche Angaben zur Infrastruktur der Region. Können Sie das für mich übernehmen?«

»Von welchem Projekt sprechen wir? Marokko?«

Eigentlich nicht schlecht! Ein bisschen Sonne, Wärme, weg aus dem grauen Winter ...

Sie spürte, dass sie falschlag. Nicola hatte den Eindruck, er wand sich unter nahezu körperlichen Schmerzen, ihr sein Anliegen vorzutragen. Ihre Antennen empfingen beunruhigende Signale.

»Äh ... nein, Nicola!«

Er nannte sie höchst selten beim Vornamen. Ein schrilles Pfeifen mischte sich in ihre Empfangseinheiten. Sie zog die Schultern ein und verschränkte die Arme in präventiver Abwehrhaltung.

Nicht das! Bitte nicht!

Er schien ihr anzusehen, wie sehr sie sich gegen das sträubte, womit er sie jetzt beauftragen wollte. Sein Gesichtsausdruck wurde bittend.

»Sie sind die Einzige, die ich schicken kann. Meine Familie

würde mich in der Luft zerreißen, wenn ich sie jetzt allein in diesen lange geplanten Urlaub fahren ließe. Sie wissen, wie selten meine Frau und die Kinder mich zu sehen bekommen!«

»Schon gut!«, ersparte sie ihm weitere Kniefälle. »Wann muss ich fliegen?«

Festner räusperte sich. Er räusperte sich auffallend intensiv und das Pfeifen in Nicolas Ohren schwoll zum unmelodischen Crescendo.

»Sie werden nicht fliegen, Dr. Berger. Die Sache ist die: Wir brauchen genauere Angaben zum Zustand der Straßen dorthin, reelle Einschätzungen zu Zeitfenstern für die Transportwege unserer Just-in-time-Produkte, einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte et cetera. Sie kennen das ja. Ich möchte einen Bericht von Ihnen, der über das hinausgeht, was die Immobilienfirma uns in ihrer makellosen Anpreisung verspricht. Ihre Erfahrung und Ihr gesunder Menschenverstand sind gefragt. Ich erwarte Ihren Bericht in der KW vier.«

Nicola nickte. Die geplante Silvesterfeier mit Morris bei der deutsch-amerikanischen Gesellschaft fiel sowieso ins Wasser. Sie hatte keine Pläne. Niemand würde sie vermissen. Und warum nicht mal ...?

Die Erleichterung stand Dr. Festner ins Gesicht geschrieben. Er drückte ihr die Mappe in die Hand, bedankte sich überschwänglich und wünschte ihr eine gute Fahrt. In der Tür drehte er sich noch einmal um, griff in seine Jackentasche und warf ihr die Schlüssel für seinen Dienstwagen zu.

»Nehmen Sie meinen Phaeton! Der ist erheblich komfortabler als Ihr Wagen! Aber lassen Sie ihn sich nicht klauen. Sie kennen doch den nicht ganz vorurteilsfreien Spruch: ›Besuchen Sie das schöne Polen, Ihr Auto ist schon da.‹«

Mit einem Zwinkern ließ er sie stehen. Nicola hatte den Ein-

druck, er flüchtete geradezu, ehe sie es sich noch anders überlegen konnte.

»Wer ist dort mein Ansprechpartner?«, rief sie ihm hinterher.

»Ich kündige Ihr Kommen telefonisch an. Adam Zebrowski heißt er. Seine Kontaktdaten finden Sie in den Unterlagen.«

Nicola sah ihm nach, bis die gläserne Eingangstür leise hinter ihm ins Schloss fiel. Sie stand mit dem Ordner in der Hand an der offenen Bürotür und fühlte sich einsam und überrumpelt. Draußen dämmerte es bereits und leichter Schneegriesel hatte eingesetzt. Ehe sie das Licht auf dem Schreibtisch anknipste, um sich näher mit den Akten zu beschäftigen, fiel ihr Blick noch einmal auf die dornigen Wildrosen. Er saß wieder da. Den Kopf unter das Gefieder gesteckt. Und er war nicht allein. Dicht neben ihn gedrängt konnte sie eine zweite Federkugel ausmachen.

...

Nach dem ersten Überfliegen beschloss sie, sich die Papiere zu Hause genauer anzusehen. Da war es wenigstens gemütlich. Auf den leeren Fluren des erst vor einem Jahr eingeweihten hochmodernen Bürokomplexes – Glas, mattsilbriger Stahl, strahlend weiß verputzter Beton, nüchterne Sachlichkeit im Millenniumsstil – hallten ihre Schritte. Sie nahm den Fahrstuhl in die Tiefgarage und fand Festners Phaeton mithilfe der Fernbedienung in einer Reihe anderer Firmenfahrzeuge. Der große schwarze Wagen blinzelte ihr freundlich zu. Sie stieg in die einladende Helligkeit, stellte sich den Sitz und die Außenspiegel ein und legte mit einem zufriedenen Lächeln die Hände aufs Lenkrad.

Prima, jetzt brauche ich wenigstens kein Taxi für den Heimweg!

Der leichte Druck auf den Startknopf ließ den Motor dezent und doch kraftvoll schnurrend anspringen. Nicola hatte das Auto

schon einige Male gefahren und war damit vertraut. Mit all seinem Komfort und der beachtlichen Größe erschien es ihr jetzt wie eine Festung, die sie bewahren würde vor allem Unbill der Witterung und den Gefahren, von denen sie sich in geradezu unvernünftiger Weise bedroht fühlte.

Meine Güte! Polen! Polen ist ein Mitgliedsland der EU. Es hat eine jahrhundertealte Kultur, Teile davon gehörten einmal zu Deutschland. Es ist nicht das Ende der Welt, keine Bananenrepublik, kein rechtsfreier Schurkenstaat. Stell dich nicht so an!

Es half nicht, sich gut zuzureden. Immer wieder, wenn ihr Blick auf die rot-weiße Flagge mit dem Adler im Emblem des Immobilienmaklers fiel, das durch die Plastikhülle des Ordners schimmerte, wurde ihr ein wenig mulmig. Es gab kaum eine Weltmetropole, die sie nicht schon bereist hatte. New York, London, Hongkong, Peking, Delhi. Alles kein Problem! Aber aus unerfindlichen Gründen fühlte sie eine Spur von Furcht in sich aufsteigen vor diesem eigentlich doch so nahe liegenden Reiseziel.

Nach einem kurzen Halt am Bankautomaten, wo sie sich mit genügend Bargeld für die Reise versorgte, hatte sie Glück und fand direkt vor der Haustür eine breite Parklücke, in die das dicke Schiff hineinpasste. Perfekt zum Packen. Nicola freute sich auf eine Kanne guten Tee. Und sie spürte, dass sie hungrig war.

Man zieht nicht mit leerem Magen in ein fremdes Land! Ich werde den Kühlschrank plündern.

Während ihr Rechner hochfuhr, kochte Nicola. Das Roastbeef, das eigentlich für den zweiten Weihnachtstag vorgesehen gewesen war, duftete mit den frischen Zwiebeln in der Pfanne um die Wette. Die Ofenkartoffeln garten im Umluftherd und der Tee dampfte schon im Becher. So viel Respekt sie auch vor der Mission hatte, die sie erfüllen sollte, so sehr hatte der Auftrag doch ihre Lebensgeister wieder geweckt.

Sie war es gewohnt, sehr akribisch zu planen. Nach dem Essen, von dem sie kaum etwas übrig ließ, studierte sie Karten, programmierte das fest installierte Navigationsgerät im Wagen und druckte sich vorsichtshalber die Wegstrecke aus. Man konnte ja nie wissen, wie weit es mit den Netzen dort her sein würde. Das Navi errechnete eine Entfernung von knapp sechshundertfünfzig Kilometern. Keine acht Stunden Fahrt also. Ein Klacks. Nur der Wetterbericht machte ihr Sorgen. Schon jetzt war dort reichlich Schnee gefallen. Es würde noch einiges dazukommen in den nächsten Tagen, aber die großen Straßen sollten geräumt und gestreut sein. Die bundesdeutschen Autobahnen bis zur Grenze sowieso.

Der Versuch, ein Hotelzimmer zu buchen, misslang vorläufig. Die ganze Gegend schien im Winterschlaf zu liegen. Aber Nicola hatte beschlossen, sehr früh zu starten, und keine Bedenken, vor Ort eine Bleibe zu finden. Schließlich würde sie ja nicht in die Wallachei reisen!

Ihre Freundin Silvia war da anderer Meinung. Sie wirkte gestresst, als sie den Hörer abhob. Die Feiertage im Kreise ihrer Lieben schienen keine Erholung gewesen zu sein.

»Wo schickt er dich hin? Mitten im tiefsten Winter? Das darf doch nicht wahr sein. Konntest du nicht ablehnen? Was sagt Morris dazu? Kann der dich nicht wenigstens begleiten?«

Nicola überlegte einen Moment, ob sie ihre Freundin aufklären sollte. Und hatte dann doch nicht die Nerven für ausgiebige Erläuterungen und Rechtfertigungen. Sie wusste genau, es würden stundenlange Diskussionen folgen. Sie müsste viel Kraft aufwenden zu erklären, warum sie Morris, der in den Augen ihrer Freunde als »Traummann« galt, den Laufpass gegeben hatte. Und diese Energie wollte sie jetzt für andere Dinge sparen. Also zog sie sich mit einem lapidaren »Es geht nicht anders, ich muss!« aus

der Affäre, wünschte Silvia einen guten Rutsch ins neue Jahr, legte mit einem Seufzer auf und begann zu packen.

Januar 1945 – zwischen den Fronten

Der eisige Wind trieb Elisabeth Tränen in die Augen.

Sofort froren sie dort fest, bildeten eine salzige Kruste um die Lider, behinderten die Sicht auf das weite, schneebedeckte Land. Das Tempo war hoch, aber sie wusste, sie konnte ihrem Hengst Sandor voll und ganz vertrauen. Er kannte den Weg zurück zum Gut, und die scharfen, frischen Stollen, die sie ihm heute früh in die Hufeisen geschraubt hatte, gruben sich fest in den vereisten Boden. Nur noch die Allee entlang, keine zwei Kilometer mehr, dann würde auch sie sich endgültig auf den Weg gen Westen machen können. Alles war bereit. Sie wusste, Aleksander würde sie erwarten.

Scharf peitschte ihr Sandors lange Mähne ins Gesicht. Den Hals so hoch aufgewölbt vor sich, die spürbare Energie seiner gestählten Muskeln zwischen ihren Knien. Er war ein zuverlässiges Bollwerk der Sicherheit, das nichts würde erschüttern können! Elisabeths Erinnerungen flatterten nebenher, mischten sich mit dem schnaubenden Atem des Pferdes gleich einer wehenden Fahne im Wind und ließen einen Hauch von Vergangenheit in der blauen Winterluft zurück.

Abgeschwatzt hatte der Vater den dreijährigen Hengst dem Georgenburger Landstallmeister Martin Helwig. Damals, vor nun schon gut zehn Jahren. Und ein Vermögen für ihn hingeblüttert.

Außerdem hatte er sich darauf einlassen müssen, ihn jedes Jahr während der Decksaison für zwei Monate in sein Heimatgestüt zurückzugeben, damit er dort als Beschäler für Nachwuchs sorgen konnte. Wenn er danach heimkam, voll im jugendlichen Saft stehend, war sein heftiges Temperament kaum zu bändigen gewesen. Nur der kleinen Elisabeth gelang es dann, Zugang zu ihm zu finden. Mit kindlich leichter Hand verwandelte sie den ungestümen Hengst jedes Jahr aufs Neue in ein friedliches Lamm. Kopfschüttelnd und mit unverhohlenem Stolz stand der Vater jedes Mal wieder vor diesem erstaunlichen Ereignis. Und fällte zu Elisabeths sechzehntem Geburtstag eine Entscheidung: Sandor sollte ihr gehören. Ihr allein. Das Strahlen in den Augen seiner Tochter musste ihm der wertvollste Lohn gewesen sein. Beinahe täglich begleitete sie ihn von nun an mit ihrem Hengst bei seinen Ritten über Land. Und immer wenn das Frühjahr kam, musste er sie trösten, denn es waren bittere zwei Monate, in denen sie alljährlich gezwungen war, auf ihn zu verzichten. Nur im letzten Frühling musste er nicht fort. Elisabeths geliebter Sandor, Sohn des berühmten Tempelhüter, durfte zu Hause bleiben, denn die Auswirkungen des Krieges ließen auch die Zucht der Trakehnerpferde stocken.

Ihre Familie wusste, was kommen würde. So bedeckt man sich auch hielt, sosehr auch der schweinsgesichtige Gauleiter Erich Koch vom Endsieg schwadronierte, Planungen zur Offensive gen Osten propagierte, jedwede als Defätismus bezeichnete Vorbereitung auf Flucht unter schwerste Strafe stellte: Klammheimlich hatten sie sich längst gerüstet. Und es hatte dazugehört, Sandor auf alle Eventualitäten hin zu trainieren. Er stand im Lack, strotzte nur so vor Temperament. Die Ernte des letzten Sommers war gut gewesen, sie hatte mit der Fütterung nicht sparen müssen. Und heute würde der Hengst sie zu ihm bringen!

Elisabeth war nicht bange und fast stellte sich ein Glücksgefühl ein. Das Kraftpaket unter ihr galoppierte gleichmäßig wie ein Uhrwerk. Jeder kannte die Bewegungen des anderen, sie waren zusammengeschweißt, beinahe wie eine Kreatur.

Die kräftige Wintersonne unter dem blassblauen hohen Himmel ließ die Luft flirren, reflektierte blendend den Schnee, zeichnete bizarre Abbilder der kahlen Eichen auf den Boden. Warm eingepackt im pelzgefütterten Reitmantel, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze mit den Ohrenklappen auf dem Kopf, den lebendig pulsierenden Pferdeleib unter sich, fühlte sie sich, als könne keine Macht der Welt sie besiegen. Auch nicht das russische Millionenheer, das wütend und kampfbereit im Osten darauf wartete, ihre Welt zu überrennen. Elisabeth war sich sicher: Sie würden nur zurückweichen und wiederkehren. Bald! Wenn dieser wahnsinnige Krieg ein Ende haben würde.

Geradewegs ritt sie auf das Portal des Gutshauses zu. Verlassen stand es jetzt in seiner würdevollen Beständigkeit. Zwei weiße Säulen, jede gekrönt von einem stolzen Adler, behüteten wie steinerne Wächter schon seit Generationen den Frieden ihres Vaterhauses. Der stürmische Nordostwind hatte die Brücke vor dem Tor schneefrei gefegt. Elisabeth wusste um das blanke Eis, hatte beim Losreiten schon bemerkt, wie spiegelglatt der Boden hier war. Sanft zügelte sie Sandor. Doch er ließ sich nicht beirren, nahm das Tempo kaum zurück.

Er scheint zu wissen, wie groß die Eile jetzt ist. Ich lasse ihn. Sonst kommt er mir nur aus dem Tritt, womöglich aus dem Gleichgewicht!

Elisabeth hatte die Klugheit ihres Trakehners überschätzt. Scharf klang das Geräusch der trommelnden Hufe in ihren Ohren. Der Hengst versuchte, Halt zu gewinnen. Tausend Hufe, die verzweifelt um Balance rangen. Sie bemühte sich, mit fester Zügelhand seinen Kopf auf der Kandarenstange zu stützen, nahm in-

stinktiv die Füße aus den Steigbügeln und sah die Steinmauer der Brücke gefährlich schnell auf sich zukommen. Der Hengst landete auf der Seite, begrub sie halb unter sich und schlitterte, die Beine voran, krachend hinein. Ein Aufstöhnen kam aus seiner breiten Brust, mischte sich misstönig mit dem Geräusch bersten-der Steine. Elisabeth gelang es, sich unter ihm herauszuwinden. Er machte keinen Versuch aufzustehen. Blieb einfach liegen, alle viere dicht ans Mauerwerk gepresst. Mühsam stand sie auf, die Zügel noch immer in der Hand. Sie fühlte keinen Schmerz. Nichts als die Angst um ihr Pferd beherrschte jeden Gedanken.

Ich muss ihm aufhelfen! Hoffentlich hat er sich nichts getan! Ohne ihn komme ich doch nirgendwohin!

Mit zitternden Knien stand sie an seinem Kopf, hörte das nicht nachlassende Stöhnen des Pferdes. Und dann begriff sie. Sie sah, wie das Blut in hellen Strömen aus den Vorderbeinen rann, sah die blanken Knochen der zersplitterten Röhrbeine.

Elisabeth sank neben dem Hengst auf die Knie. Sie nahm seinen Kopf in beide Arme, blickte ihm in die Augen und entdeckte die Tränen ihres Pferdes, die sich langsam den Weg über sein dunkles Fell bahnten und schon gefroren waren, ehe sie den eigenen Boden überhaupt erreicht hatten. Sie zog die Handschuhe aus, nestelte mit der einen Hand in der Brusttasche ihres Mantels, strich mit der anderen unablässig über sein Gesicht, murmelte: »Gleich, gleich, warte, mein Freund! Gleich!«

Elisabeth fand den Knauf der kleinen, silbernen Pistole, die der Vater ihr in die Hand gedrückt hatte, bevor er das Gespann be- stieg. Sie suchte die richtige Stelle am Kopf des Hengstes.

»Verzeih mir, mein Lieber. Mein Bester! Bitte verzeih mir!«

Der Knall scheuchte ein paar Krähen hoch. Nur einmal bäumte sich der Körper noch auf. Dann war alles still.

Wie lange hatte sie hier gekniet? Die Arme um den noch warmen Leib des toten Pferdes geschlungen, das Gesicht in sein seidiges Fell vergraben. Sie hatte sich nicht geregt, konnte sich nicht trennen. Wie betäubt fühlte sie keinen Schmerz als den in ihrer Brust. Nur das Herz, das sich zusammenzog. Die Krähen waren näher gekommen. Hungrig. Mit ihren klugen Augen sahen sie sie an. Gierig, dass sie endlich gehen sollte, überließ, was ihnen nun gehörte.

Irgendwann, als die Sonne sich hinter neuen Schneewolken verbarg, eisige Flocken ergiebig rieselten, machte sie den Versuch, die schwarzen Vögel zu verscheuchen. Sie gingen. Gemächlich, geduldig, nur ein paar wenige Schritte weiter. Wartend. Beobachtend. Einmal wurde sie wütend. Sie griff in ihre Manteltasche, nahm die Pistole heraus, schoss in die Luft. Einmal. Zweimal. Sie flogen auf, setzten sich auf einen kahlen, dünnen Baum, der tief unten am Bachbett wurzelte.

»Krah, krah!«

Nur minutenlang saßen sie da. Dann flog die erste auf, die zweite, dann die ganze Schar und versammelte sich wieder um sie. Elisabeth sprang auf. Versuchte aufzuspringen, fühlte, wie ihre eiskalten Knie ihr nicht gehorchen wollten, den Dienst versagten. Sie taumelte auf die Vögel zu. Hämisch waren deren Blicke.

»Bleib doch, dann wird der Festschmaus größer!«, schienen sie zu sagen. »Krah!«

Und entfernten sich in völliger Gelassenheit ein Stückchen. Wissend, dass nicht sie es sein würden, die am Ende aufgeben mussten.

Sie wandte sich zurück zu ihrem Pferd. Eine dünne Schneeschicht färbte ihm das braune Fell schon weiß. Und ein Fleck hin-

ter seinem Hals, dort, wo sie gekauert hatte, hob sich leuchtend rot vom Boden ab. Ein Schreck fuhr ihr in die steifgefrorenen Glieder. Da war er doch gar nicht verletzt. Nicht an dieser Stelle!

Elisabeth begriff.

Gen Osten!

Es war noch stockdunkel, als Nicolas Wecker schrillte. Dennoch war die Stadt längst wach. Irgendwo in der Ferne raste ein Rettungswagen zu seinem Einsatz, Sirenen heulten. Flugzeuge landeten. Starteten dröhnend. Die Geräusche des vorbeifließenden Straßenverkehrs brandeten in das wunderschön ausgebauten Gründerzeitdachgeschoss herauf. Sie hatte sich an den stetigen Lärm gewöhnt, den Berlins Zentrum zu jeder Tages- und Nachtzeit seinen Bürgern in die Ohren träufelte. Die Millionenstadt schien eigentlich nie zu schlafen. Nur sehr gelegentlich fiel ihr noch auf, wie still Stille sein konnte. So wie letztens, es war kaum einen Monat her, als sie die Stadt für eine Geschäftsreise verließ, mit dem Wagen über Land musste und der immerwährende Zeitdruck einen seltenen Moment des Innehalten zuließ. Da hatte sie plötzlich das Fehlen der Geräuschkulisse wahrgenommen. Und es hatte sie erschreckt, ihr ein Gefühl von Einsamkeit vermittelt.

Wie einsam kann man eigentlich sein, wenn man nie ganz allein mit sich ist? Oder wie sehr täuscht das Gefühl, hier nie allein zu sein?

Nicola verbot sich trübe Gedanken. Sie wollte jetzt keine genaueren Einblicke in ihr Innerstes. Sie stand unter der Dusche, schäumte die aufdringliche Selbstmitleidsattacke mit einer Handvoll Shampoo ein und ließ sie im gurgelnden Abfluss verschwinden. Sie trocknete sich ab und wickelte das lange Haar in einen Frotteeturban. Mit einem Handtuch wischte sie den großen, milchweiß beschlagenen Spiegel über dem Waschbecken ab. Er offenbarte zweierlei. Erstens stellte sie schnatternd fest, dass es

wohl doch kein übereilter Schluss gewesen wäre, zur Abwechslung weniger geizig zu sein und die Heizung höher zu drehen, zweitens musste sie zugeben, dass es einfach nicht mehr schön aussah, wenn selbst nach dem Ausatmen jede einzelne Rippe zu erkennen war.

So geht das nicht weiter! Ich muss die letzten Wochen abschütteln und endlich wieder regelmäßig essen!

Was sie sah, beleidigte ihr Gespür für gefällige Formen. Und noch mehr: Die verlorenen Pfunde, die ihr auf den nun spitzen Schulterblättern, den herausstakenden Hüftknochen, den deutlich sichtbaren Rippenbögen fehlten, die dunklen Schatten unter den müden blauen Augen, das Gesamtbild, das ihr anklagend aus dem Spiegel entgegenblickte, empfand sie als treffliches Symbol innerer Unzulänglichkeit. Allzu sehr hatte sie sich von dieser Trennung mitnehmen lassen. Viel zu nah war ihr das Ende der Beziehung zu Morris gegangen, als dass sie ihn mit ihrem Credo hätte vereinbaren können: »Halt dich nicht mit Gefühlsduseleien auf. Geh deinen Weg, schau weder rechts noch links, nutz deine Bildung zum Erfolg!«

Wie großartig war sie doch vorangekommen, wie glatt hatte sich die berufliche Karriere entwickelt! Immer wieder war ihr bewusst geworden, wie wertvoll der elterliche Ratschlag gewesen war, wie sicher das Fundament, auf dem sie stand. Und jetzt das – eine persönliche Niederlage!

Sie ärgerte sich. *Etwas Derartiges passiert mir nicht so schnell wieder!* Und während sie sich anzog, ging sie im Geist den Inhalt ihres Kühlschranks durch. Frühstück! Und ordentlich Proviant mitnehmen. *Man weiß ja nie, wann es unterwegs wieder etwas gibt!*

...

Als sie mit ihrem Gepäck aus der Haustür trat, schneite es. Der Räumdienst hatte grauen Matsch auf der Fahrbahn produziert. Halbgefrorenes vermischt mit schwarzen Splittsteinchen. Der mehrere Zentimeter dicken Haube nach zu schließen, die den Phaeton einhüllte, musste es die ganze Nacht geschneit haben. Sie fand einen langstieligen Eiskratzer im Kofferraum und schob vorsichtig den Schnee vom Wagen. Es ging ganz leicht. Offenbar war es sehr kalt. Wie kalt, zeigte die Außentemperaturanzeige im Armaturenbrett an.

Minus acht. Und das mitten in der Stadt! Wie kalt wird es erst draußen auf dem platten Land sein? Wie kalt, wenn ich weiter gen Osten komme?

Nicola fädelte sich in den fließenden Morgenverkehr ein. Die Sitzheizung war sofort angesprungen, die Klimaanlage heizte den Innenraum schnell auf angenehme Temperaturen hoch. Kein Problem! Egal, wie kalt es draußen auch sein mochte. Sie fühlte sich wohl und bestens aufgehoben. Zuverlässig leitete die monotone Stimme des Navigationsgerätes sie aus der Stadt hinaus auf die Autobahn Richtung Frankfurt/Oder. Das Schneetreiben wurde dichter, je weiter sie vorankam, aber das Auto fuhr sicher, wie auf Schienen.

An der Grenze war nichts los, und als Nicola ihren Personalausweis hochhielt, wurde sie einfach durchgewinkt. Die nächste Gelegenheit, Euro in polnische Zloty zu tauschen, nahm sie wahr. Alle paar Kilometer standen Hinweisschilder für »Kantors«, Wechselstuben, am Straßenrand. Mit dem guten Gefühl, nun für alle Eventualitäten bestens gerüstet zu sein, stellte sie auf den nächsten Kilometern erleichtert fest, wie wenig es sich am Zustand der Straßen bemerkbar machte, dass sie Deutschland verlassen hatte. Auch hier, auf der gut ausgebauten Landstraße, war die Fahrbahn geräumt, und in der dünnen Schneedecke, die sich unablässig erneuerte, waren die Spuren des Streusalzes erkenn-

bar. Nicola war weiß Gott nicht langsam unterwegs. Erheblich langsamer allerdings als die Mehrzahl der einheimischen Verkehrsteilnehmer.

»Die fahren wie die gesengten Säue! Und das bei dem Wetter!«, schimpfte sie laut, als schon wieder ein Sattelschlepper überholte, der so knapp vor der Nase des Phaeton wieder einscherte, dass sie scharf bremsen musste, um für den entgegenkommenden Pkw keine Katastrophe heraufzubeschwören.

Die Fahrt war anstrengend, und sie wagte nicht, nach dem Müsliriegel auf dem Beifahrersitz zu greifen, der sie spätestens seit dem Grenzübergang auffordernd angegrinst hatte. Beide Hände behielt sie am Lenkrad und stellte ob der weiß schimmenden Knöchel fest, dass sie weit davon entfernt war, entspannt zu reisen.

Minus vierzehn Grad zeigte das Thermometer, als das Navi sich wieder zu Wort meldete und ausdruckslos das baldige Erreichen der Autobahn Richtung Poznan ankündigte, das einmal Posen geheißen hatte. Früher. Zu einer Zeit, die Nicola nicht interessierte. Nie interessiert hatte.

Posen? Poznan! Warum muss das dämliche Ding das übersetzen? Wen interessiert das?

Nicola war mittlerweile ausgesprochen schlecht gelaunt. Vor fast drei Stunden war sie aufgebrochen und musste jetzt schon einsehen, dass sie ihren Zeitplan kaum würde einhalten können. Eigentlich hätte sie dringend eine Toilette gebraucht und nahm sich vor, spätestens auf der Etappe zwischen Posen und Bromberg Rast zu machen.

Sie bekam ihre Pause. Nur etwas anders, als sie es sich gewünscht hätte, denn nicht weit hinter Poznan entschied der Phaeton sich zum Totalstreik. Aus heiterem Himmel! Aus heiterem Himmel, der alles, aber nicht heiter war, sondern jetzt tonnen-

weise Schnee aus weit geöffneten Schleusen warf. Sämtliche Kontrollleuchten blinkten grell und alarmierend hektisch. Die Klimaanlage schickte einen sehr seltsamen Geruch ins Wageninnere. Es roch nach verkohlter Elektrik. Im ersten Moment wurde Nicola überhaupt nicht bewusst, dass der Motor gar nicht mehr lief. Das Schlachtschiff von einem Auto blieb einfach mitten auf der Fahrbahn stehen. Wo sonst? Einen Seitenstreifen gab es hier nicht. Sollte es überhaupt einen geben, war er meterhoch von zusammengeschobenem Schnee bedeckt.

»Nein! Verfluchte Scheiße!«

Panik kroch ihr in den Nacken. Sie drückte den Warnblinkschalter und bemühte sich, den Wagen wieder zu starten. Vergeblich! Er gab keinen Ton mehr von sich. Hupend zog der Verkehr an ihr vorbei. Sie griff nach hinten und streifte sich ihre Jacke über. Nach mehreren Anläufen gelang es endlich, einen Moment abzupassen, um blitzschnell auszusteigen und an den Kofferraum zu gelangen. Sie konnte in dem heftigen Schneegestöber kaum die Hand vor Augen sehen, als sie mit dem Warndreieck losließ. Dicht an den Straßenrand gequetscht, erreichte sie eine Stelle, die sie für geeignet hielt, das Ding aufzustellen. Ein vorbeirauschernder Lkw schleuderte ihr eine hellgraue Schneelawine entgegen. Dick eingepudert rettete sie sich wieder in den noch warmen Wagen und fand im Handschuhfach die Serviceunterlagen. Die Liste enthielt eine Auslands-Notrufnummer, die sofort zur Stelle war. Nicola atmete auf, denn die freundliche Stimme am anderen Ende der Leitung sprach Deutsch und sicherte ihr zu, dass sich umgehend ein Abschleppdienst bei ihr melden würde.

»Umgehend« dauerte eine gute halbe Stunde. Nicolas Blase begehrte inzwischen mit schmerzhaften Krämpfen gegen die Quälerei auf. Wohin sollte sie? Durch anderthalb Meter Schnee zum Straßengraben stapfen? Ihr wurde abwechselnd heiß und

kalt. Vorwiegend kalt, denn die Temperatur im Wagen fiel zusehends. Sie war heilfroh, als der ersehnte Anruf endlich kam und Rettung aus Bydgoszcz ankündigte. Auf Englisch. Wenn man dieses Kauderwelsch so bezeichnen konnte. Sie griff nach dem Shell-Atlas und überschlug, wie lange es dauern würde, bis der Abschlepper vor Ort sein konnte. Sie kam auf mindestens eine Dreiviertelstunde. Plus Aufladen, plus Transport zur Werkstatt.

Nein! So lange halte ich das nicht mehr aus! Also ab in den Graben!

Hinter ihr war die Fahrbahn ruhig. Das Warndreieck tat seinen Dienst. Trotzdem kam sie sich reichlich dämlich vor, wie sie da versuchte, eine geeignete Stelle zum Überklettern der festgefügten Schneewand zu finden. Ein Leitpfosten, der schief und eisbetoniert herausragte, diente ihr letztlich als Leiter, und als sie mehr krabbelnd denn elegant die Barriere überwunden hatte, fand sie endlich ein vor fremden Blicken geschütztes Plätzchen im gleich dahinterliegenden Kiefernwäldchen. Nicolas Erleichterung war grenzenlos.

Der Rückweg hatte es ebenso in sich. Bis weit über die Hüften steckte sie im weichen Schnee und hatte Mühe, über den aufgeschütteten Wall wieder auf die Fahrbahn zu gelangen. Im letzten Moment rutschte sie zu allem Übel aus und schlug der Länge nach hin. Dieser Sturz veranlasste einen vorbeikommenden Autofahrer anzuhalten. Er bog direkt vor ihr ein, hielt und stieg aus, um Nicola aufzuhelfen. Sie fluchte wie ein Rohrspatz, und der Mann hatte offenkundig keine Schwierigkeiten, sie als Deutsche zu identifizieren. Besorgt sah er sie an und radebrechte deutsch-polnisch-englische Hilfsangebote. Sie reagierte unwirsch. Die Knie taten ihr weh. Hilfsbedürftigkeit hasste sie und sah ihre Hoffnung darauf, sich nicht lange einlassen und erklären zu müssen, im nächsten Augenblick erfüllt. Halbwegs höflich bedankte sie sich und verabschiedete sich mit knappen Worten von dem

freundlichen Mann, der jetzt eine säuerliche Miene aufsetzte, kopfschüttelnd wieder in sein Auto stieg und davonbrauste. Der Abschleppwagen fuhr an ihr vorbei. Klar. Er muss wenden! Und kehrte nur wenige Minuten später auf ihrer Fahrbahnseite zurück, platzierte sich vor dem Phaeton.

Ein misslungener Startversuch. Ein fachmännischer Blick unter die Motorhaube. Der Mann war nicht mehr ganz jung. Er wirkte erfahren. Gebannt und hoffnungsvoll sah Nicola den Mechaniker an. Er zuckte die breiten Schultern und ließ die Haube leise zufallen. Bedauernd zeichnete er mit bedeutungsvoller Geste ein Kreuz in die Luft und sagte nur ein Wort: »Martwy!«

Er musste es nicht übersetzen.

Mobilitätsgarantie

Mit bemerkenswerter Rasanz steuerte der Fahrer den Lkw Richtung Bromberg. Das Gefährt hatte zweifellos schon bessere Zeiten gesehen. Nicolas schicke helle Winterstiefel steckten in einem Haufen öliger Lappen, die achtlos in den Fußraum geworfen waren. Einen Sicherheitsgurt gab es nicht. Jedes Bremsmanöver, das der Monteur mit kräftigen polnischen Schimpftiraden würzte, veranlasste sie, die Beine fest in den schmierigen Haufen zu stemmen und sich krampfhaft am Haltegriff überm Fenster festzukrallen. Das ohrenbetäubende Rattern der alten Maschine machte eine Unterhaltung im ungedämmten Fahrerhaus unmöglich. Vielleicht *ganz gut so, worüber sollte ich auch mit ihm reden?*, überlegte sie und sah dem gewaltigen, gezirbelten Schnauzbart ihres Retters aus dem Augenwinkel beim Zittern zu. Ein Mal trafen sich ihre Blicke und er murmelte etwas, das mitleidig klang. Dann ging ein kurzes Leuchten über sein Gesicht, er griff in die Brusttasche seiner Jacke und zog einen Flachmann heraus.

»Trink. Gutt!«

Auffordernd hielt er ihr das Ding hin und grinste breit. Nicola wollte nicht unhöflich sein, griff zu und schraubte das Fläschchen auf. Wodka! Sie bemerkte den erwartungsvollen Blick und setzte an, um wenigstens zu nippen. Es brannte scheinbarlich. Sengend

heiß schossen die paar Tropfen durch die Kehle in den leeren Magen und heizten ihr umgehend den ganzen Bauch an.

»Gutt?«

»Gut!«, bestätigte sie mit etwas gequältem Lächeln.

Es vertrieb zumindest den Hunger, die Kälte und bewirkte, dass sie für ein paar Minuten von ihren Sorgen abgelenkt war.

Die Werkstatt lag in einem Industriegebiet am Rande der Stadt. Keine leuchtenden, beruhigenden VW-Reklameschilder, sondern ein unbefestigter, vollgestellter Hof. Unter dicken Schneehauben Blechkarossen, die offenbar schon lange niemand mehr angerührt hatte. Es war das, was man zu Hause eine Frickerbude nennen würde. Immerhin wurde der Phaeton sanft von der Ladefläche gerollt und mit drei hinzuspringenden Männern umgehend ins Gebäude geschoben.

Nicola folgte ihrem waidwunden Gefährt, bemüht, nicht in die zahlreichen ölschillernden Flecken zu treten. Vor Kälte zitternd (Wodka hält nicht lange vor, stellte sie fest), stand sie etwas abseits in der ungeheizten Halle und sah den Mechanikern dabei zu, wie sie »Diagnose betrieben«. Diese Diagnostik beschränkte sich im Wesentlichen darauf, dass sie sich reihum abwechselnd die durchwegs vorhandenen Bärte strichen – Bart schien gerade en vogue zu sein –, die runden Köpfe unter ihren Kappen kratzten oder alternativ mit herausgestreckten Bäuchen dastanden, die Daumen vor der Brust in den Latz der Arbeitshose geklemmt, und einander ratlos ansahen. Nicolas Zutrauen in die Fähigkeiten dieser Werkstattbesatzung sank weit unter null.

Inzwischen war es Mittag geworden und der Magen knurrte. Auf dem Beifahrersitz des Phaeton stand immerhin der gut bestückte Picknickkorb. Um den zu erreichen, hätte sie sich zwischen Werkstattwagen und Hebebühne hindurchschlängeln und die Männer stören müssen. Das aber wollte sie um jeden Preis ver-

meiden, denn sie hoffte darauf, ihre Reise schleunigst fortsetzen zu können. Also hielt sie sich eine ganze Weile zurück.

Ob es hier nicht irgendwo ein Restaurant gibt, wenigstens einen Imbiss?

Mit Händen und Füßen versuchte sie dann irgendwann doch, sich verständlich zu machen. Die Männer schüttelten die Köpfe, aber einer, anscheinend der Chef des automobilen Unternehmens, bedeutete ihr, ihm zu folgen.

In einem reichlich verwanzten Aufenthaltsraum bollerte ein Holzofen, darauf ein monströser Blechsuppentopf. Auf dem Tisch standen ein paar Teller, Bierflaschen und der unvermeidliche Wodka. Sanft drückte der Mann Nicola auf einen der Schemel, wischte die Hände mit pflichtschuldigem Gesichtsausdruck am Kittel ab und stellte ihr einen gut gefüllten, dampfenden Teller auf den Tisch. Graupen! Darin schwamm eine fette Räucherwurst. Nicolas Gesichtszüge drohten zu entgleisen, doch sie bewahrte die Beherrschung und bedankte sich überschwänglich. Mit ein paar Worten, die sie nicht verstand, aber unbedingt als freundlich einstufte, ließ er sie allein.

Nicola war ganz andere Kost gewohnt. Italienisch, ja. Ab und zu japanisch. Aber immer mager, möglichst kalorienarm, gern biologisch angebaut, »übersichtlich«! Übersichtlich insofern, als man klar erkennen konnte, welche Zutaten eine Mahlzeit enthielt. Das war hier unmöglich. Abgesehen von den (leider) deutlich zu identifizierenden Graupen und dem Würstchen offenbarte die Suppe nichts von ihren Ingredienzien.

Immerhin: Es roch gut. Würzig! Vorsichtig, noch viel vorsichtiger als vorhin beim Wodka, probierte sie. Und war erstaunt, wie gut es schmeckte. Und wie gut es tat! Sie leerte den Teller bis auf den Grund.

Die Tür ging auf und ihr Gastgeber kam zurück. Seine Miene verhieß nichts Gutes. Ebenso wenig sein »Martwy!«, ein Aus-

druck, der ihr mittlerweile schmerhaft geläufig war. Neu war ihr das zweite hingeworfene Wort: »elektryczność«. Aber gut, zumindest bekam sie damit eine Ahnung davon, worin das Gebrechen ihres Wagens bestand. Die Elektrik hatte offenbar einen weg. Nicola sackte in sich zusammen. Das Wort »Mobilitätsgarantie« kam leise über ihre Lippen. Das zumindest schien dem Werkstattleiter als Vertragspartner des Herstellers ein selbstverständlicher Begriff zu sein. Er nickte, nahm einen schlchten Schlüsselbund von einem Bord und wedelte auffordernd damit. »Kommen Sie, kommen Sie!«

Nicola folgte ihm in ein gläsernes Kabäuschen, das so etwas wie ein Büro zu sein schien. An einem roh zusammengezimmerten Tresen unterschrieb sie einen vorbereiteten Reparaturauftrag, einen Leihvertrag für ein Ersatzfahrzeug und hinterließ ihre Handynummer.

»Mobilitätsgarantie«, strahlte der Chef.

Schwimmbadblau, schon leicht rostig um die Radkästen und mit beinahe neuen Sommerreifen stand der Lupo hinter einer Schuppentür, die mit harschem Knarzen aufschwang. Nicola entfuhr ein Stöhnen.

»Alles gut! Sprit voll«, beruhigte er.

Mit verzweifelter Geste wies sie auf die Reifen.

»Ganz neu, ganz prima!«

»Heilige Maria!«

Der Meister nickte, bekreuzigte sich und sah sie wohlwollend an. »Gute Fahrt, gute Frau!«

Die Polen sind kreuzkatholisch. Wenn mir jetzt noch jemand helfen kann, bei dem Wetter, dann wahrscheinlich wirklich nur die Gottesmutter ...

Diensteifrig trug er ihr noch das Gepäck in den Wagen und winkte Nicola hinterher.

...

Vorsichtig, wie auf rohen Eiern, nahm sie die Ausfallstraße unter die Räder. Von zahlreichen Plakatwänden strahlten sie schöne junge Menschen an. Offenbar bevorzugte die Werbeindustrie sowohl beim weiblichen als auch beim männlichen Geschlecht einen ganz bestimmten Modeltyp. *Schicke Kerle! Wo mögen die wohl versteckt sein?*, fragte sie sich. Diese Figuren hatten so gar nichts gemein mit den ersten Vertretern des Landes, die ihr bereits leibhaftig begegnet waren. Alle fünf Mechaniker konnten ohne Weiteres dem pyknischen, untersetzten Typ mit runden Gesichtern und einer Idee zu weit auseinanderstehenden Augen zugeordnet werden. Kein Vergleich zu den ausgesprochen nordeuropäisch wirkenden Beautys, die dort oben für Joghurt, Shampoo und, ja, was für eine Ironie: für Winterreifen warben.

Hier ging es noch mit den Straßenverhältnissen. Aber wie würde es außerhalb der Stadt sein? Kein Navi mehr, nur noch die wohlweislich ausgedruckten Routenpläne. Saukalt! Die Heizung war bisher nicht angesprungen. Nicola stellte den Regler auf die höchste Stufe.

Ich werde wohl etwas Geduld haben müssen.

Sie hatte Geduld. Auch nachdem sie vierzig Kilometer mit vor Angst zusammengekniffenen Pobacken gefahren und langsam total verkrampft und durchgefroren war, hatte sie noch Geduld. Aber die heilige Maria hatte genauso wenig ein Einsehen wie die Technik.

Irgendwo im Nirgendwo

Endlich hatte es aufgehört zu schneien. Die Räumdienste waren auch hier noch fleißig gewesen und langsam bekam Nicola etwas Zutrauen zur Straßenlage ihres unzulänglich bereiften Fahrzeuges. Wenn sie ganz vorsichtig fuhr, nur sehr sparsame Lenkausschläge machte, betrug sich der Lupo ziemlich spurtreu. Ab und zu fühlte sie an der Frontscheibe nach, ob nicht doch endlich ein heißer Luftstrom austrat. Enttäuscht musste sie jedoch immer wieder feststellen, dass die Heizung offenbar nicht mehr als ein laues Lüftchen zustande brachte. Was sie anfänglich mit den Wisscherblättern von der Scheibe zu entfernen versuchte, entpuppte sich zu Nicolas Entsetzen als feiner Eisfilm im Inneren. Keine Chance, ihn mit einem Papiertaschentuch wegzurubbeln. Mehr als ein winziges Guckloch bekam sie nicht frei. Ihre Hände hatten inzwischen eine ungesund bläuliche Farbe angenommen, und sie beschloss, den nächsten freigeschobenen Parkplatz anzusteuern, um irgendein geeignetes Werkzeug zum Eiskratzen zu suchen und sich wärmer anzuziehen.

Am Ausgang eines lang gezogenen Waldgebietes bot sich die Möglichkeit und sie stieg aus, um sich Jacke und Handschuhe aus dem Kofferraum zu holen. Die Sonne begann gerade unterzugehen und tauchte die unberührte weite Schneefläche vor ihr in rosaroten Schein. Selbst ihre schnatternd kalte, unglückliche Si-

tuation konnte sie nicht davon abhalten, einen Moment in der eigenen Luft durchzuatmen und sich von dem Anblick verzaubern zu lassen. Von der Spitze einer schneebeladenen Kiefer stieg ein Milan auf, stieß seinen unverkennbaren Schrei aus und flog mit kräftigem Flügelschlag der Sonne entgegen.

Schön ist es hier! Wenn mir bloß nicht so arschkalt wäre ...

Nicola zog den superdicken Daunenanorak über, holte ein Paar mit Lammfell gefütterte Handschuhe und einen Kaschmir-pullover aus dem Koffer und setzte sich wieder in den Wagen. Den Pullover legte sie sich über die Knie. Obwohl er ganz leicht und fein gestrickt war, wärmte er sofort und strömte denselben zarten Duft aus wie die Lammfellhandschuhe. Beides hatte sie zuvor noch nie benutzt, denn es passte so gar nicht zu dem androgynen Wolford-Chic, den Nicola bei ihrer Kleidung sonst bevorzugte. Diese Sachen hatte sie vor zwei, drei Jahren in einem liebevoll eingewickelten Päckchen zusammen mit einer sehr altmodischen Schachtel voll kostbarer Teerosenseifen zu Weihnachten geschenkt bekommen. Sie hatte sich zwar artig bedankt, das Geschenk aber nicht wirklich zu würdigen gewusst und in eine Ecke ganz hinten im Schrank gestopft. Sie hätte es beinahe vergessen, wenn nicht dieser typische Duft ihr jedes Mal beim Öffnen unaufdringlich, aber doch wahrnehmbar entgegengekommen wäre. Beim Packen hatte sie sich erinnert und beschlossen: Wenn sie denn schon auf eine »Polarexpedition« geschickt wurde, könnte sie so etwas vielleicht doch mal gebrauchen. Sehen würde sie sowieso niemand Wichtiges mit diesen seltsam unpassenden Kleidungsstücken. Jetzt war sie froh, beides zu haben, und scherte sich nicht um ihre sonst recht ausgeprägte Eitelkeit.

Das mühsam freigehaltene Guckloch auf der Frontscheibe war bei ausgeschaltetem Motor schon wieder vollständig dicht. Hübsch glitzerten die Eiskristalle in der Abendsonne. Für diese

Art von Naturschönheit hatte sie jetzt allerdings so gar keinen Sinn. Jeder Atemhauch machte die Sache schlimmer.

Womit die Scheiben enteisen?

Nicola suchte in ihrer Handtasche nach irgendeinem geeigneten Gegenstand.

Ha, ich habe eine Idee!

Sie hegte zwar leise Zweifel, ob das Ding später noch seinen vorgesehenen Zweck erfüllen würde, aber um freie Sicht zu schaffen, eignete sich die Kreditkarte perfekt.

Der Tee aus der Thermoskanne war gerade noch lauwarm. Sie trank ihn schnell, denn in der kalten Luft dampfte er immer noch genug, um neues Eis auf den Scheiben zu produzieren. Das Baguette mit Tomaten, Mozzarella und Basilikum, das morgens noch so lecker ausgesehen hatte, war mittlerweile eine pappige Angelegenheit geworden. Sie aß es trotzdem, denn noch lagen mindestens drei Stunden Fahrt in der hereinbrechenden Dunkelheit vor ihr. Nicola rubbelte sich kurz die Hände, startete entschlossen den kleinen Wagen und nahm das letzte Stück Weg unter die Räder.

Zwei, drei Mal musste sie noch anhalten, um sich im funziligen Schein eines Feuerzeuges den Routenausdruck anzusehen. Klar: Die Fahrzeuginnenbeleuchtung funktionierte auch nicht! Aber dann, endlich, fand sie sich auf dem dunklen Marktplatz des kleinen Ortes Smolajny.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht«, würde das Navi jetzt sagen.

Nicola war höchst zufrieden mit sich, denn sie stand direkt vor einem Haus, das zweifellos ein Gasthof sein musste. Ein bisschen spärlich erhellt fand sie das Gebäude. Nur über der Eingangstür schaukelte ein glimmendes Laternchen im sachten Wind.

Aber gut, warum sollte man hier in dieser Gegend, wo es im Winter sicher nicht gerade von Touris wimmelt, Festbeleuchtung anschalten?

Die schwere Holztür widersetzte sich ihrem Schwung entschieden. Sie war abgeschlossen. Direkt vor Nicolas Nase hing ein Zettel, festgepinnt mit zwei Reißzwecken. So wenig, wie sie des Polnischen mächtig war, halfen lediglich die Datumsangaben. Die ließen nur einen Schluss zu: Die Herberge war offenkundig von Weihnachten bis Dreikönig geschlossen. Nicolas Mut sank auf tiefsten Pegelstand. Mit hängenden Schultern kehrte sie zu dem Lupo zurück und ließ sich seufzend in den Sitz plumpsen.

Und jetzt? Auf gut Glück irgendwohin fahren und hoffen, dass es in dieser Einöde ein Hotel, einen Gasthof gibt? Vielleicht weiß der Makler Rat, überlegte sie und suchte in dem Exposé nach der Telefonnummer. Sie hatte Glück! Adam Zebrowskis freundliche Stimme klang in ihren Ohren wie Engelsgesang. Offenbar hatte Dr. Festner ihn wirklich informiert. Die Kommunikation funktionierte sogar auf Deutsch ganz leidlich. Zebrowski hatte eine Idee, bat um einige Minuten Geduld und rief nach kurzer Zeit tatsächlich mit guten Neuigkeiten zurück. Sie werde erwartet und sei herzlich willkommen, teilte er mit. Morgen früh würde er sie dort treffen und eine Besichtigung des angebotenen Grundstückes mit ihr machen. Sie sei ja dann gleich vor Ort.

Der Weg, den er ihr beschrieb, war ganz gewiss in keinem Routenplaner verzeichnet. Aber seine Erläuterungen waren so präzise gewesen, dass Nicola problemlos ihr endgültiges Ziel erreichte. Ab einem bestimmten Punkt, querab von der Landstraße, gab es sowieso keine Alternativen mehr, und dass sie offenbar richtig war, bewies ein kleines gelbes Ortsschild, das wohl noch aus der Vorkriegszeit stammen musste. »Schmolainen« bekundete es im grellen Xenonlicht zerknautscht und halb hinter einer Hecke versteckt.

Neben einem seltsamerweise glattgeschobenen Fußweg leiteten den Lupo wie auf Schienen nur noch die Spuren eines Fahrzeu-

ges im Schnee durch ein Wäldchen. Bis vor ein hell erleuchtetes, stattliches altes Haus. Rauch kräuselte sich aus dem Schornstein und versprach Wärme. Endlich Wärme! Die Zehen in den zwar großstadtintertauglichen, aber ganz gewiss nicht für stundenlange Bewegungslosigkeit bei einer Temperatur knapp unter null geeigneten Stiefeln spürte sie schon lange nicht mehr. Der ganze Körper fühlte sich an wie tiefgefroren.

Es konnte nicht das im Exposé erwähnte Gutshaus sein. Das stellte sich Nicola doch noch ein bisschen imposanter vor. Aber immerhin lebte hier im Nirgendwo wenigstens ein Mensch. Einer mit Ofen! Der Eingangsbereich war sorgfältig freigeschippert und ein blank poliertes Messingschild, mit einem fein ziselierten Äskulapstab verziert, zeugte vom Beruf des Bewohners: »Dr. Marcin Jablonski – Chirurg i Internista«.

Die polnische Sprache kann so einfach sein! Ein Arzt. Vertrauenerweckend, hier in der Fremde!

Noch ehe Nicola den Klingelknopf neben dem Praxisschild drücken konnte, wurde ihr aufgemacht. Im Grunde hätte sie sich in ihrem vollkommen durchgefrorenen Zustand notfalls auch an Jack the Rippers Kamin gesetzt. Hauptsache, warm! Aber der Mann, der ihr die Tür einladend weit öffnete, hatte so gar nichts Bedrohliches an sich. Aus der Tiefe des Hauses strahlte helles Licht und umgab die hochgewachsene Gestalt im Türrahmen mit einer Aura, die ihr wie ein Heiligenschein vorkam.

So weit bin ich schon, dass ich mir rettende Engel einbilde ... Tragen Engel eigentlich Jeans, grau melierte Grobstrickjacken und dicke Wollsocken?

Seine ersten Worte waren so herzlich wie irdisch. »Seien Sie mir willkommen, Frau Dr. Berger! Adam Zebrowski hat Sie angekündigt.« Er winkte sie in das weitläufige Entree, von dem zahlreiche Türen abgingen, und streckte ihr die Hand zur Begrüßung

entgegen. Das erste wirklich menschlich Warme an diesem verflixten Tag.

»Und Sie sind ... Dr. Jablonski?«, fragte sie, während er die Haustür hinter ihr schloss.

»Oh, ja, bitte verzeihen Sie! Ich habe so selten Gäste von weit her und hier kennt mich jeder«, erwiderte er etwas verlegen.

Wenn er auch wenig weltgewandt wirkt: Immerhin spricht er meine Sprache! Eigentlich ziemlich erstaunlich. Selbst die Männer in der Werkstatt hatten vorhin ein paar Brocken Deutsch parat. Was bin ich selbst doch schlecht vorbereitet! Wenigstens »guten Tag« und »danke« sollte ich eigentlich können, bei so viel Freundlichkeit, die mir hier entgegengebracht wird.

»Und dennoch sprechen Sie so gut Deutsch!«, entgegnete Nicola. »Ich hatte eine Autopanne bei Bromberg, und sogar die Mechaniker, die mich mit diesem Muster an deutscher Wertarbeit draußen ausgestattet haben, weil sie meinen Wagen nicht mehr flottmachen konnten, sprachen ein paar Worte Deutsch. Es ist mir sehr unangenehm, dass ich nicht einmal die nötigsten Höflichkeiten im Polnischen beherrsche.«

Marcin Jablonski lächelte. »Nichts leichter als das! Wir können ein wenig üben«, und nahm ihr die Jacke ab. »Aber kommen Sie doch erst mal richtig herein. Sie sehen so verfroren aus. Hat Ihr ›Muster an deutscher Wertarbeit‹ keine Heizung?«

Nicola verzog das Gesicht. »Seit Bromberg bin ich ohne Heizung und auf Sommerreifen unterwegs. Kein Spaß bei dem Wetter. Aber ich war froh, überhaupt einen fahrbaren Untersatz bekommen zu haben, nachdem der Phaeton seinen letzten Atemzug getan hatte. Es muss wohl ein Elektronikproblem gewesen sein.«

Amüsiert zog er die Augenbrauen hoch. »Man sollte auch nicht ausgerechnet mit einem Phaeton in diese Gegend kommen. Das ist der griechischen Sage nach schon einmal schiefgegangen.«

»Bitte? Was hat das mit einer griechischen Sage zu tun?«, fragte Nicola verständnislos.

»Das erzähle ich Ihnen gern bei einer heißen Tasse Tee, ja?«

Er hielt ihr die Tür zu einem gemütlichen Wohnzimmer auf und bat sie mit einer Geste herein, die Nicola genauso galant wie altertümlich höflich erschien. Die Wände des Raumes waren bis oben hin mit Bücherregalen bedeckt. Teils standen die Bücher in mehreren Reihen hintereinander. Die recht hohe Decke zierte ein Kranz schlichter Stuckleisten. Schwere moosgrüne Vorhänge waren zugezogen und versperrten den Blick in die dunkle Landschaft. In einem großen Jugendstil-Kachelofen brannte offenbar das reinste Höllenfeuer. Obwohl Jablonski ihr Platz in einem ausladenden Ohrensessel anbot, stürzte sie sich geradezu auf die breite Ofenbank und wärmte ihre eisigen Hände an den hübschen floralen Reliefs der glasierten Fliesen, deren Farbe an Malachit erinnerte. Er ließ sie gewähren, goss Tee ein, reichte ihn ihr und nahm gegenüber Platz.

Nicola fühlte überhaupt keine Scheu. »Darf ich ...?«, fragte sie, und auf sein Nicken hin zog sie ihre Stiefel aus und legte die vor Kälte tauben Füße auf das Bänkchen. »Ich bin entsetzlich durchgefroren. Aber bitte erzählen Sie mir, was es mit der Phaetonsage auf sich hat.«

Waren es nur der heiße Tee und die mollige Wärme, die der Ofen spendete? Oder hatte es auch etwas mit seiner Anwesenheit, mit dieser angenehm unaufgeregten, melodischen Stimme, gefärbt mit dem gutturalen Klang des Ostens, zu tun, dass sich Nicola so schnell geborgen fühlte? Ihre Sinne erwachten aus der Winterstarre und sie begann nach und nach, ihn richtig wahrzunehmen. Er saß ihr nun im Sessel gegenüber, lässig zurückgelehnt, die langen Beine übereinandergeschlagen. Ganz souveräner Hausherr. Der helle und dennoch milde Schein einer Le-

selampe überzog sein tiefbraunes Haar mit einem bronzenen Schimmer.

Hier also findet man dieses Idealbild! Nicht auf Werbeplakate gedruckt, sondern aus Fleisch und Blut. Was für ein attraktiver Mann!, urteilte ihr Kopf und sie grinste in sich hinein. Sogar ohne den anscheinend obligatorischen Bart, stattdessen glatt rasiert! Nicola hatte sich perfekt im Griff. Er konnte nicht ahnen, wie genau sie sein Äußeres scannte.

»Sie sind«, begann er und machte eine kleine Kuntpause, während sie die Füße von der Bank nahm, die Ellenbogen auf die Knie stützte und das Kinn in gespannter Erwartung in die Handflächen legte, »Sie sind hier im Land des Bernsteins, lange Zeit als Ostpreußen bekannt, wie Sie sicherlich wissen. Allerdings hat dieser Name wenig mit dem Preußen Friedrichs des Großen zu tun, sondern mit einem baltischen Volksstamm, dessen Name schon Ptolemäus und Tacitus bekannt war, nämlich den Prußen. Der Bernstein wurde hier im Tagebau gefördert und war als ›ostpreußisches Gold‹ bis in den Mittelmeerraum hinein bekannt und beliebt. Die Sage, welche Ovid aufschrieb, hielt sich natürlich nicht mit schnöden Abbaumethoden auf, sondern hatte eine weit-aus romantischere Erklärung.«

Er unterbrach sich kurz, sah Nicola an, als wolle er sich ihrer Aufmerksamkeit versichern, und beugte sich ein wenig vor. Sie konnte geradewegs in seine Augen sehen.

Bernstein! Ein bisschen zu dunkel für Bernstein, aber wunderschön samtblau und zumindest bernsteinfarben gesprenkelt, dazu mit einem so dichten Wimpernkranz umgeben, dass jede Frau neidisch werden müsste, befand sie und musste bei dieser Erkenntnis lächeln. Dieses Lächeln schien ihm die erwartete Aufforderung zum Weitererzählen zu sein.

»Phaeton war der Sohn des Sonnengottes Helios ...«

»Ach!«, entfuhr es Nicola.

»Ja, und dieser Phaeton hatte eines Tages die Idee, sich Vaters

Fahrzeug ausleihen zu wollen. Das ist nichts Besonderes, das tun ja alle Halbstarken gern mal. Einem Mädchen imponieren, die Freunde beeindrucken ... so etwas in der Art.«

»Ich schätze mal, Helios fuhr vermutlich keinen ›Kleinwagen‹ und der Nachwuchsgott hatte seine Schwierigkeiten beim Protzen?«

»Genau!«, bestätigte er mit einem Lachen. »Er lieh sich nämlich, nachdem er seinen widerstrebenden Vater ausgiebig bekneipt hatte, den Sonnenwagen aus, der mit etlichen verdammt feurigen Rossen bespannt war, und donnerte damit los.«

»Er kriegte die PS nicht gebändigt und die Sache ging schief, stimmt's?«

»Und wie! Der Bengel hatte nicht die Kräfte seines Vaters, die Pferde gingen ihm durch und er steckte dabei Himmel und Erde in Brand.«

»Herrje! Und dann?«

»Dann griff Göttervater Zeus ein. Der war extrem sauer und schickte einen seiner tödlichen Blitze.«

»Phaeton war tot?«

»Ja, ungefähr genauso tot wie Ihr Phaeton«, grinste Marcin Jablonski und Nicola fiel der schöne Schwung seines Mundes auf. Über dem Kinn, das die Natur wohl ausgesprochen »männlich markant« geplant hatte, gab er dem Gesicht zum gefälligen Ausgleich einen Hauch beinahe femininer Weichheit. Sie antwortete einen Wimpernschlag zu langsam und fühlte sich ertappt in ihrer Inspektion. Der Doktor zog ein wenig die Nase kraus. Das Einzige in seinem Gesicht, das offenbar schon einmal ernsthaften Schaden genommen hatte, denn eine kleine Wölbung auf dem Nasenrücken sprach von einem alten, nicht ideal verheilten Bruch. Nicola räusperte sich verlegen.

»Ähm ... und was hat das jetzt mit dem Bernstein zu tun?«

Umgehend nahm er den Faden der Erzählung wieder auf. »Die Schwestern des Phaeton, die Heliaden, trauerten ausgiebig um den Bruder und weinten bittere Tränen. Die Götter hatten Mitleid mit den Mädchen und verwandelten sie in Bäume an den Ufern der Flüsse unseres Landes. Genau hier, in diesem Eckchen der Welt. Aber selbst als Bäume weinten sie noch. Diese Tränen, die ja nun nichts anderes als Baumharz waren, verhärteten sich und fielen auf die Erde. Die Griechen nannten es ›elektron‹, was zu Deutsch Bernstein heißt. Dieser Name wurde vermutlich deshalb gewählt, weil sich Bernstein beim Reiben elektrostatisch auflädt.«

Nicola lachte. »Mein Phaeton verreckte an einem Elektroproblem. ›Martwy! Übrigens das erste polnische Wort, das ich gelernt habe. Eigentlich beunruhigend, finden Sie nicht?«

Der Doktor fiel in ihr Lachen ein. »Dann bringe ich Ihnen jetzt das zweite Wort bei. Zum Ausgleich das Gegenstück: ›żywy. Lebendig!«

»Danke!«

»Dziękuję!«

»Das heißt ›danke‹?«

Er nickte und Nicola versuchte sich ein paarmal an der richtigen Aussprache, die ihr nur mühsam gelang. Geduldig korrigierte er sie.

»Würden Sie mir vielleicht verraten, warum Sie so ausgezeichnet Deutsch sprechen?«, fragte sie, nachdem sie ihre Zunge entknotet hatte.

»Aber gern! Ich habe in Toruń Medizin studiert. Eine Stadt im ehemaligen Pommern. Damals hieß sie Thorn, das sagt Ihnen als Deutsche sicher eher etwas. Übrigens mit einer wunderschönen, im Krieg kaum zerstörten gotischen Altstadt. Sie sollten sie besichtigen, es lohnt sich. Die Partnerstadt Thorns ist Göttingen.

Dort habe ich im Rahmen der Städtefreundschaft zwei Semester als Austauschstudent verbracht.«

»Sie haben in Göttingen studiert? Ich fasse es nicht! Wann?« Nicola war elektrisiert.

»Ab dem Wintersemester 97/98. Warum?«

»Dann hätten wir uns theoretisch begegnen können! Ich habe dort zur selben Zeit Jura studiert. Meine Güte, wie klein die Welt ist!«

Stundenlang sprachen sie über Erinnerungen aus der Studienzeit, entdeckten gemeinsame AStA-Bekannte, stellten fest, dass sie dieselben Kneipen besucht, sogar die gleiche Ecke in der Mensa bevorzugt hatten.

Lachend und mit einem urkomisch verzogenen Gesicht erinnerte Marcin sie an »PNP«.

»Paniermehl. Nichts. Paniermehl. Jeden Mittwoch das Stammessen auf der Speisekarte. Schick garniertes, sogenanntes ›Wiener Schnitzel‹ mit Vitaminbombe in Form einer Spalte Zitrone und eines lappigen Salatblattes sowie Sättigungsbeilage ›Pommes extra dry‹, feixte Nicola und gab noch den allbekannten »Gummimadler« dazu.

Das Eis war gebrochen. Wenn es denn zwischen ihnen überhaupt welches gegeben hatte. Eine alte Anekdote jagte die nächste, sie hatten einen Mordsspaß daran, sich gegenseitig mit albernen kleinen Vorkommnissen zum Lachen zu bringen. Irgendwann, als es zwischendurch gelang, die Lachtränen zu trocknen, wurde Nicola nachdenklich.

»Und ich muss erst mit dem ›elektronedefekten‹ Phaeton nach Polen reisen, damit wir uns tatsächlich begegnen ... komische Zufälle gibt es.«

Marcin Jablonski runzelte die hohe Stirn unter dem kurz ge-

schnittenen Haar und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht an Zufälle! Ich glaube an Bestimmung.«

...

Mitten im Gespräch war er plötzlich aufgesprungen und hatte sich entschuldigt, dass er sie ja verhungern ließe. Nicola war ihm auf Socken in die blitzblank aufgeräumte Küche gefolgt und hatte geholfen, Brot, Butter und allerhand verschiedenen Brotbelag ins Wohnzimmer zu schaffen. Marcin hatte frisches Holz in den Ofen gelegt und (Nicola war ihm dankbar, dass er nicht mit Wodka ankam) eine gute Flasche Rotwein entkorkt. Es war weit nach Mitternacht, als sie den unwiderstehlichen Drang zu gähnen kaum noch unterdrücken konnte.

Der Tag war lang gewesen, aber die letzten Stunden hatten sie für alle Anstrengungen entschädigt. So wohl hatte sie sich schon ewig nicht gefühlt, und es war völlig natürlich, wirkte schlicht selbstverständlich, dass Frau Doktor, in bereits leicht angesickertem Zustand, Herrn Doktor gegen elf Uhr das Du angeboten hatte. Schließlich hatten sie beide, wenn auch nicht gemeinsam, Studienjahre in Göttingen verbracht. Da wäre das einfach angekommen, hatte Nicola gemeint und war auf genauso selbstverständliche Zustimmung gestoßen. Nicola war bereits beim ziemlich albernen Giggeln angekommen, einem stets unvermeidbaren Effekt des Alkoholgenusses, der, wie sie immer wieder peinlich berührt feststellen musste, ihrer Würde höchst abträglich war, als Marcin ihr bestens gelaunt ein Gästezimmer im oberen Stockwerk zeigte. Sie war dankbar für den soliden Handlauf und die griffigen breiten Stufen, die mit einem weinroten Läufer belegt waren. Beides erwies sich als sehr hilfreich gegen das Schwanken. In einer leichten Windung führte die Treppe nach oben und mündete auf